

Der ideelle Gesamtspieler Frankreichs

von Michael Kleeberg

„Es ist kein Ereignis, es ist nur eine Nachricht“, bemerkte Talleyrand zynisch, als er die Nachricht vom Tod Napoleons erhielt. Daß Jacques Chirac jetzt erklärt, er wolle nicht noch einmal als Präsident Frankreichs kandidieren und damit seine politische Abdankungsurkunde unterzeichnet, ist schwerlich mehr als ein Achselzucken wert. Jedermann hat es gewußt. Das Gegenteil wäre eine Überraschung gewesen, aber keine schöne.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte?“ Nicht doch so hohe Töne! Nicht für diesen Mann, von dem meines Wissens niemals jemand sich Großes erwartet hat, außer in einem historischen Moment. Als Chirac 2002 mit mehr als 80% der Stimmen gegen Le Pen wiedergewählt wurde, hoffte einen Moment lang das Land darauf, er werde dieses Plebiszit zu einer machtvollen Reform der Institutionen nutzen. Die Hoffnung dauerte bekanntlich nicht lange. Weiterwursteln war die Losung.

Daß Jacques Chirac überhaupt zum Präsidenten der Republik wurde, ist einer Kombination aus seiner Hartnäckigkeit und der zunehmenden Ermüdung des Publikums geschuldet, das - ähnlich wie Eltern, deren zerrüttetes Nervenkostüm sie ein ewig quengelndes Kind irgendwann gewähren und seinen Willen haben läßt - im Jahre 1995 dem bald zwanzig Jahre währenden verzweifelten Verlangen und Drängeln des Mannes nach dem höchsten Staatsamt nachgab, um endlich seine Ruhe vor ihm zu haben.

Das Kleid der Fünften Republik, das Charles de Gaulle für sich maßgeschneidert hatte, es schlabberte allen seinen Nachfolgern um den Leib, und doch wollten sie es alle unbedingt tragen. Ein Gutteil der politischen Lähmung, die Frankreich seit Jahren befallen hat, kommt von der Allmacht-Faszination dieses Amtes, die fast jedem Politiker, der einmal das nationale Parkett betreten hat, den Kopf so sehr verdreht, daß für politische Visionen kein Platz mehr darin ist.

Der großgewachsene Frauenschwarm mit dem pomadisierten Haar und der dicken Hornbrille, der in den sechziger Jahren aufbrach, Karriere zu machen in Paris, und zunächst Pompidous junger Mann fürs Grobe wurde, hatte bis dahin alles richtig gemacht: Absolvierung der Eliteuniversität ENA, aus der sich, gleich ob links oder rechts, der Verwaltertypus rekrutiert, der die französische Politik und Wirtschaft heute dirigiert, Heirat mit einer reichen und adligen Frau. Es zeigte sich auch bald, daß er die nötigen Qualitäten eines Spitzenpolitikers besaß: Er verriet skrupellos seine Mentoren Chaban-Delmas und Giscard d'Estaing (ganz ähnlich wie der heutige Kandidat Sarkozy 1995 ihn verriet), er unterwarf sich die gaullistische Partei, um einen Machtapparat und die Stadt Paris, um einen Repräsentationsort und einen Geldhahn zu haben (was ihn vielleicht noch teuer zu stehen kommen wird).

Aber wofür stand Chirac? Sein übermächtiger Konkurrent Francois Mitterrand repräsentierte das „Volk der Linken“, sein Rivale Giscard den Liberalismus. Was repräsentierte ein Gaullist in den achtziger Jahren? Nationalismus und Agrarwirtschaft? Europäische Visionen? Einen Polizeistaat? Einen modernen Sozialstaat? Mehr und mehr repräsentierte Chirac zu jener Zeit nur noch sich selbst, einen überdrehten Ehrgeizling, der ganz nach oben will, aber nicht sagen kann wozu eigentlich.

Jahrelang gehörte es unter Frankreichs Intellektuellen zum guten Ton, Jacques Chirac für einen Trottel zu halten. Es war ein ähnliches Phänomen wie das der zahllosen Deutschen, die den Kanzler Helmut Kohl, dem sie nicht das Wasser reichen konnten, als Witzfigur ansahen.

Von allen, die ihn privat kennen, hört man, Jacques Chirac sei ein freundlicher, humorvoller, kultivierter und intelligenter Mann, und wer einmal auch nur die charmante und stilvolle Bildungsbürgerlichkeit französischer Diplomaten gegenüber der Stoffelikeit jener Elefanten im Porzellanladen erlebt hat, die als Beamte des deutschen Außenministeriums tätig sind, will das unbesehen glauben.

Das Drama Jacques Chiracs ist nicht so verschieden von dem zahlreicher anderer Politiker unserer heutigen demokratischen Epoche wie auch beispielsweise Gerhard Schröders. Sie verpulvern das Gros ihrer beträchtlichen Energien um die Macht zu erlangen, so daß sie, haben sie sie dann einmal, so erschöpft, so ausgelaugt, so leergepumpt sind, daß sie nichts mehr mit ihr anzufangen wissen zum Wohle des Staates und des Volkes.

So wie das System der Fünften Republik funktioniert, muß ein Präsident, der als Kandidat einer politischen Richtung angetreten ist, es irgendwie schaffen, zum Repräsentanten des gesamten Volkes zu werden. Das ist den Nachfolgern De Gaulles, des Kriegshelden, mit unterschiedlichem Erfolg geglückt. Georges Pompidou war so eine Art „Papa Heuß“ auf französisch, ein jovialer Machtmensch. Giscard d'Estaing, dem Herold des aufstrebenden postagrarisches Mittelstandes, gelang es am wenigsten, mehr zu werden als ein Politiker in den Augen seiner Landsleute. Der größte, eitelste und skrupelloseste Präsidentendarsteller, Francois Mitterrand, schaffte es in einer politischen Krise, der ersten Kohabitation, in der er sich als Verteidiger der Bevölkerung gegen die „konservative Revolution“ seines Premierministers Chirac stilisierte, zum Volkskönig aufzusteigen, einer Art Wiedergeburt von Henri IV, und zum Abgott der Intellektuellen, dem man seine zahllosen Rechtsbeugungen nicht nur nachsah, sondern zugestand, weil er seine Machtprivilegien mit all dem nachvollziehbaren Genuß auslebte, den nur ein echter Parvenu und Rastignac empfinden kann.

Man versteht die Psyche von Intellektuellen nicht wirklich, wenn man ihr lautstark verfochtenes Freiheits- und Aufklärungspathos nicht zusammensieht mit ihrer geheimen Lust und Eitelkeit, sich der Macht zu unterwerfen, in ihrer Nähe zu sein, den Duft ihres Dunstkreises zu atmen, ein

zutrauliches Verhältnis zu ihr zu pflegen wie der kleine Vogel, der dem Krokodil zwischen den Zähnen herumhüpft und sie von Parasiten reinigt. Diese Lust rührt von der alten Antinomie zwischen Geist und Tat her – wenig scheint den denkenden Menschen mehr zu reizen als der Kontakt zu dem, der Tatsachen schaffen kann.

Warum aber nicht jeder Machthaber Intellektuelle um sich scharft, muß, glaube ich, etwas mit Respekt, ja sogar mit Angst zu tun haben, oder andersherum: mit einer gewissen Prise Verächtlichkeit von seiten des Mächtigen, der dem Denker in seinem Schatten einerseits zu verstehen gibt, man schwebe gemeinsam über den Niederungen der Volksdummheit, ihn andererseits aber auch spüren läßt, daß er ihn nicht wirklich für voll nimmt. Mitterrand und Willy Brandt haben Intellektuelle angezogen, Helmut Kohl nicht und Jacques Chirac auch nicht.

Den Respekt der Denker zu erlangen war Chirac nicht möglich. Welche Rolle blieb da für ihn? Ich glaube, er entschloß sich irgendwann – wofür vielleicht eine natürliche Anlage und eine Zuneigung zum Volk, die höher entwickelt war als bei Mitterrand oder Giscard, ihn prädestinierte –, zum Symbol des französischen Spießertums zu werden, zu „einem von uns“. Das, was man in Frankreich voller Sympathie und mit ein kleinwenig Verachtung „une bonne poire“ nennt.

Unser Klischeebild von den Franzosen zeigt philosophierende Lebenskünstler mit filterlosen Zigaretten, aber eine sehr viel typischere und häufiger vorkommende Spezies ist der französische Spießer. Er ist ein Mann mit Wurzeln auf dem Land, wo er sich auch am wohlsten fühlt. Er ißt und trinkt und meckert gerne, versucht, wenn es ohne Risiko geht, seine Frau zu betrügen, mißtraut den Ausländern und ist ein bißchen feige und rassistisch, aber stolz darauf, sich durchwursteln und dem verhaßten Staat ein Schnippchen schlagen zu können. In den Fünfigern und Sechzigern liehen Bourvil seiner naiven und Louis de Funès seiner zynischen Ausprägung ihr Gesicht. In seiner erfolgreichen Präsidentschaftskampagne von 1995 und seither – besonders auffällig während der Fußball WM 1998 – inszenierte Jacques Chirac sich als der ideelle Gesamtspieler Frankreichs. Vielleicht keine imponierende Rolle, aber eine, mit der der Erfolg kam.

Mit Chiracs Abschied ist die Fünfte Republik, Jahre nachdem sie von einer Krisenbewältigungsstrategie zu einem Anachronismus und schließlich selbst zu einem Krisenherd geworden ist, an ihr natürliches Ende gekommen. Er hat sie verwaltet, das ist alles, was man ihm über seine politische Leistung im höchsten Staatsamt nachrufen kann. Er war kein großer Politiker, kein herausragender Präsident, aber doch der adäquate Repräsentant einer Nation in der Krise, der Selbstbefragung, eines Staates am Scheideweg, alles in allem ein Mann von einer gewissen Statur.

Nach ihm werden wirkliche Zwerge kommen und irgendwann, eher später als früher, ein echter Revolutionär, ein Staatsmann.

© Michael Kleeberg